

Vom Buiremaitli zur Frau Botschafter

Autor(en): **Niederberger-Amstutz, Anita**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **132 (1991)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1033963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Buiremailti zur Frau Botschafter

Als ich, die jüngste Tochter des G'Stift Wiesi in Stans, vor dreissig Jahren den Sage-Peter von Dallenwil heiratete, hatte ich nicht die geringste Ahnung, welche Konsequenzen dieser Schritt für mich haben sollte. Hätte ich geahnt, dass mich sein Beruf in fast alle Kontinente und die damit verbundenen Reisen mehrmals um unsern Planeten bringen würde, wäre ich wohl vor meinem eigenen Mut zurückgeschreckt. Glücklicherweise konnte und wollte mir niemand meine Zukunft voraussagen, eine Zukunft anfänglich so voller Fragezeichen, in der Folge aber mit

einem gerüttelten Mass an Erfahrung, Abwechslung und Bereicherung, wie ich es mir niemals hätte träumen lassen.

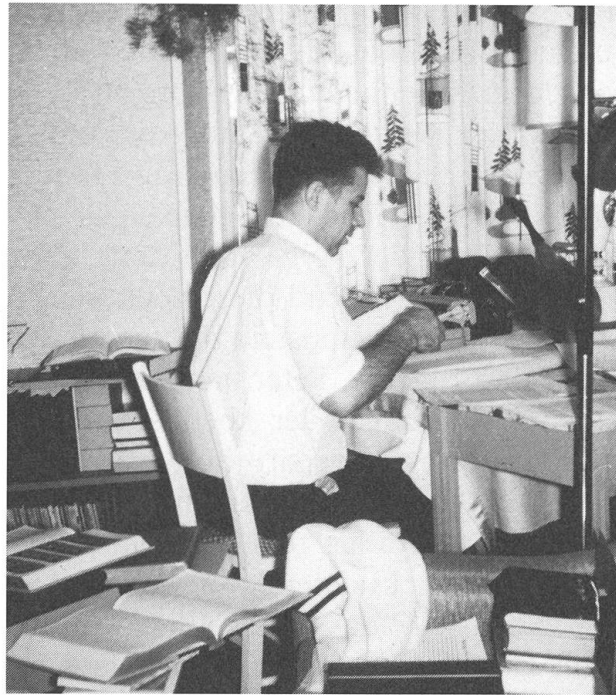
Diese Zukunft begann unmittelbar nach unserer Hochzeit in Stans mit der Reise in die Vereinigten Staaten, genauer gesagt nach Chicago, dem damaligen Einsatzort meines Ehemannes. Es ging einiges in mir vor, als ich mich, erstmals in meinem Leben, ins Ausland begab, und dies gleich nach Übersee. Das Abenteuer, das man früher auswandern nannte, hat mich offenbar derart aufgewühlt, dass ich mich der Bahnfahrt nach Le Havre überhaupt



Auf dem Weg in eine noch ungewisse Zukunft (Le Havre) 1960.

nicht mehr erinnern kann. Erst die Schiffsreise mit der stolzen «United States» muss mich wieder irgendwie ins Gleichgewicht gebracht haben, denn jenes einmalige Erlebnis, der Einfahrt in den Hafen von New York im Morgenrauen des 1. August 1960, vorbei an der imposanten Freiheitsstatue, ist mir noch so vertraut, als ob es gestern gewesen wäre. Die Ankunft ennet dem grossen Wasser war für mich wie ein Einstieg in neue Dimensionen, ähnlich wie es Jules Verne bei seinem Blick ins Weltall empfunden haben könnte, mit dem einzigen Unterschied, dass es bei ihm Visionen, bei mir aber Realitäten waren. Die Freiheitsstatue verglichen mit dem Winkelrieddenkmal, die Radio Music City Hall verglichen mit dem Theater an der Mürz und das Empire State Building verglichen mit den höchsten Gebäuden in Luzern warfen meine bisherigen Massstäbe gründlich über den Haufen. Ich möchte dieses Erlebnis als meine erste Lektion im langjährigen Prozess bezeichnen, etwas grosszügiger zu denken und mitgebrachte Wertvorstellungen und festgefahrene Meinungen relativieren zu lernen.

Von New York fuhren wir mit der Bahn nach Chicago. Wie lange diese Wegstrecke dauerte, weiss ich nicht mehr. Klar vor Augen geblieben ist mir die endlos scheinende Fahrt durch die stinkende Industriestadt Gary und die verwahrlosten, schmutzigen Vororte im Süden Chicagos. Welch ein Gegensatz zum ersten Eindruck in New York! Wo kommen wir hin? Das beklemmende Gefühl löste sich erst, als wir in Wilmette, dem vornehmen, am Michigansee gelegenen Vorort im Norden Chicagos eintrafen: Dort hatte Peter in einem Landhaus eine bescheidene aber sehr nette Zwei-Zimmer-Wohnung gemie-



Mein damals noch so junger Ehemann als Abendstudent in Wilmett USA.

tet. Bleiben aber durften wir vorläufig nicht. Es folgte sogleich die zweite Lektion meines erwähnten Lehrganges: Ich erfuhr, was von diplomatischen Beamten unter den Begriffen «Flexibilität» und «Disponibilität» zu verstehen ist. Bern liess uns zwei Tage vor unserer Abreise wissen, dass Peter sofort eine Ferienablösung in Philadelphia antreten müsse. Wir sollen unsere notwendigsten Habseligkeiten für etwa drei Monate zusammenpacken und uns so rasch wie möglich an den Interimsposten begeben. Die rund 1700 Kilometer lange Fahrt auf Amerikas Autobahnen brachte mir wieder ein Erstlingserlebnis – und dies zu einer Zeit, da die Schweiz erst im Begriffe war, solche Verkehrswege zu planen. Aus den vorgeesehenen drei Monaten wurden es deren sieben. Ich erinnere mich gerne an jene schöne und sorglose Zeit in der City of Brotherly Love, während der ich die ersten Gehversuche im Ausland machte,

und wo ich die Wahl des dynamischen jungen Präsidenten der Vereinigten Staaten, John F. Kennedy, miterlebte.

Im Februar 1961 ging es dann, verbunden mit einem Verwandtenbesuch in Hamilton (Kanada), wieder zurück nach Chicago, wo wir in der Folge volle fünf Jahre verbrachten. Während dieser Zeit wurde der eigentliche Grundstein für unsern jetzigen Beruf gelegt. Peter nahm bald einmal das Studium an der Abendschule der Northwestern University auf, was mich zwangsläufig zur Studentengattin abstempelte, mit allen damit verbundenen Seufzern, Rücksichten und Verzichten. Ich selber hatte das grosse Glück, in der Frau des damaligen Kanzleichefs eine ausgezeichnete Lehrmeisterin zu finden. Ihr verdanke ich so viel, dass ich sie als einzige mit Namen in diesem kleinen Bericht erwähnen möchte. Frau Margret Rieder nahm sich von Anfang an in unauffälliger, liebevoller Art und Weise meiner an, stellte mich den richtigen Leuten vor, lernte mich mit ihnen zu unterhalten. Sie zeigte mir, wo und wie man einkauft, wie man einlädt, dass man auch mit einfachsten Mitteln, beispielsweise mit einer Suppenparty, Freude bereiten und Freunde schaffen kann, und vieles mehr. Durch sie wurden mir Gastfreundschaft und «open-house»-Verständnis vertraute Begriffe. Ich möchte jeder jungen Frau eine solche Lehrmeisterin gönnen. Schliesslich gesellten sich während dieser Zeit unsere ersten zwei Kinder, Astrid und André, zu uns. Beide wurden in einem kleinen Negerhospital geboren, weil ich in erster Linie mir selber und unserer Umwelt beweisen wollte, dass alle Menschen gleichwertig sind.

Als Peter im Frühjahr 1966 sein Studium mit dem «Master of Arts Degree» (ver-

gleichbar mit einem Lizentiat) abschloss, wurde er nach Bern zurückberufen. Mit diesem Hochschultitel schuf er die Voraussetzung, sich für die Diplomatenkarriere zu bewerben. So kamen wir also nach sechs Jahren Amerika wieder in die Schweiz und bezogen in Ostermündigen in einem Mehrfamilienblock eine Vier-Zimmer-Wohnung. Peter begann den zwei Jahre dauernden Diplomatenstage, was für mich gewissermassen der Fortsetzung des Studentengattinnen-Daseins gleichkam. Ich muss zugeben, dass diese beiden Jahre für mich vielleicht die schwierigsten waren. Ich konnte den Druck der Ungewissheit, ob sich der Riesenaufwand letzten Endes wirklich gelohnt hat, fast nicht mehr ertragen, und als mir Peter am Ende der Abschlussprüfungen gar erklärte, wir müssten noch warten, er wisse nicht, ob alles gut gegangen sei, konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Das war einfach zu viel. Warum konnte er nicht endlich einmal das erlösende Wort sagen: Anita, wir haben's geschafft! Ich war doch überzeugt, dass es so war. Die Bestätigung seiner Wahl zum diplomatischen Mitarbeiter folgte in der Tat innert weniger Tage.

Sein erster Posten in der neuen Funktion blieb Bern. Jetzt galt es, uns in der neuen Umwelt einzurichten; der Schul- und Examendruck war weg, gesellschaftliche Verpflichtungen hatten wir keine. So begannen wir, vermehrt unsere Nachbarn und Bekannten zu pflegen. Wir engagierten uns vorerst in der Pfarrei und später auch in der rührigen CVP-Ortspartei, was uns zu zahlreichen wertvollen und bleibenden Kontakten verhalf. Diese letzteren führten dazu, dass ich eines Tages angegangen wurde, mich als Kandidatin für die Schulkommission, den Schulrat,

zur Verfügung zu stellen. Es war dies kurz nach der Einführung des Frauenstimmrechts. Nach einigem Zögern nahm ich die Herausforderung an, stürzte mich, um es etwas überheblich zu sagen, in den Wahlkampf, und – wer hätt's dankt – gewann. Die zwei Jahre in diesem Amt bedeuteten für mich eine grosse Bereicherung, die ich nicht missen möchte, und die mir die Augen für die vielfältigen Belange der Öffentlichkeit geöffnet haben.

1972 erfolgte mit unserer Versetzung nach Caracas, der Hauptstadt von Venezuela im Norden von Südamerika, eine weitere wichtige Weichenstellung. Diesmal verabschiedeten wir uns zu fünft, denn mittlerweile hatte sich noch unsere jüngste Tochter Gabriela eingestellt. Vom Herzklopfen vor zwölf Jahren war nichts mehr

zu spüren. Ich freute mich auf die neue Aufgabe, erstmals als Diplomatingattin meinen Beitrag leisten zu dürfen. Die seinerzeitigen Ratschläge von Frau Rieder, verbunden mit dem, was ich seither selber an Erfahrung dazu gelernt hatte, kamen mir sehr zustatten. Die vier Jahre in Venezuela zählen zweifellos zu den glücklichsten und erfolgreichsten meiner «Karriere», wenn ich diesen Ausdruck auch einmal für mich beanspruchen darf. Doch auch hier wurde gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Die Schulprobleme stellten sich ein, Probleme, die uns seither immer wieder von neuem zu schaffen machten. Jedermann weiss, dass die Ausbildung der Kinder in unserem Beruf, der oft als eine Art modernes Nomadenleben qualifiziert wird, eine der



Ein offensichtlich gutes Einvernehmen mit dem Erzbischof anlässlich des Antrittsbesuches in Guayaquil (Ecuador).

schwierigsten Aufgaben darstellt. Dass dem wirklich so ist, erfuhren wir in Caracas. Wir sahen uns genötigt, unsere beiden Ältesten in der Schweiz einzuschulen. Es war für uns ein unbezahlbares Glück, in meiner Schwiegermutter, der ich mich Zeit meines Lebens dankbar verbunden fühle, eine überaus verständnisvolle Helferin in der Not zu haben. Ich weiss nicht, wie wir ohne diese grossartige Frau mit unseren Kindern über die Runden gekommen wären.



An einem Wohltätigkeitsbazar in Islamabad.

1976 kam der nächste Meilenstein. Diesmal hatte Bern beschlossen, uns nach Belgrad zu versetzen. Welch ein Wechsel! nicht nur bezüglich des unterschiedlichen politischen Systems, sondern auch, und für mich besonders spürbar, wegen der völlig anderen Lebensgewohnheiten, zwischenmenschlichen Beziehungen, Einkaufsmöglichkeiten usw. Damit sei keineswegs ein Werturteil ausgesprochen. Die dreieinhalb Jahre in Jugoslawien waren eine wertvolle Erfahrung. Ich wurde insbesondere der Tatsache bewusst, dass Wohlergehen und persönliche Freiheit keine Selbstverständlichkeiten, sondern

Errungenschaften sind, die täglich neu erworben werden müssen.

Unsere Rückkehr in die Schweiz Mitte 1979 war massgeblich von den sich während unserer Belgrader Zeit zunehmend



Auf dem Khyber-Pass, nahe der pakistanisch-afghanischen Grenze 1985.

verschärfenden Schulproblemen beeinflusst. Der Kontakt mit unsern Kindern André und Astrid, die sich im Internat in der Schweiz aufhielten, war schwierig genug. Gabriela sollte in Belgrad die Primarschule besuchen. Die dortigen Schulverhältnisse aber waren katastrophal. Da uns keine Alternative zur Verfügung stand, drängte sich eine Versetzung nach Bern geradezu auf. Eher zufällig als geplant wurde gerade rechtzeitig unser Eigenheim in Fürigen fertig. Das war ein Glücksfall, denn so konnten wir endlich wieder mal, nota bene in unserer engeren Heimat, als Familie zusammenleben. Während Peter nach Bern hin- und herpendelte und so den Preis für dieses Familienleben bezahlte, fand ich selber einen willkommenen Ausgleich darin, vorerst stunden- und später tagesweise meine früher erworbenen Kenntnisse als Kranken-

schwester dem Alters- und Pflegeheim in Stans zur Verfügung zu stellen, und dabei viel Freude und persönliche Genugtuung zu erleben.

1982 brachte uns die aussergewöhnlichste Aufgabe, die unser Departement für auswärtige Angelegenheiten zu vergeben hat. Peter wurde zum Chef der Schweizer Delegation in der Neutralen Überwachungskommission in Korea ernannt und zu diesem Zwecke in eine Phantasie-Generalmajorsuniform gesteckt. Die zwei nun folgenden Jahre waren für mich die aufregendsten überhaupt. Ich befand mich plötzlich in einer völlig anderen, in einer martialischen Welt, und das ist gar nicht etwa sprichwörtlich zu verstehen. Der Dienort war nicht Seoul, die Hauptstadt Südkoreas, sondern an der Peripherie, in Panmunjom; schlimmer noch, er lag innerhalb des vier Kilometer breiten, zwischen den beiden koreanischen Teilstaaten eingeklemmten, als «no man's land» bezeichneten Streifens, mitten in einem Dickicht verrosteter Stacheldrähte und umgeben von Minenfeldern, wo sich selbst Patrouillen nur auf gut markierten Pfaden bewegen können. Absolut einmalig war auch die Tatsache, als einzige Frau in jener frauenlosen, feindseligen Gegend zu leben. Aus diesem Grund hatte ich Gelegenheit etwas menschliche Wärme in die erstarrten Fronten zu tragen. Für die Schweizer Delegation war ich oft die Klagemauer oder dann die Soldatenmutter. Die verschiedenen Reisen, sowohl in Nord- wie auch in Südkorea werden mir durch ihre Gegensätze in nachhaltiger Erinnerung bleiben.

Mit der Ernennung Peters zum Schweizerischen Botschafter in Pakistan im Jahre 1984 kehrten wir nicht nur ins Zivilleben, sondern gleichzeitig auch wieder in unse-

ren angestammten Beruf zurück – diesmal freilich auf die oberste Stufe. Das erstrebte Ziel jeder diplomatischen Laufbahn war erreicht; die vorhin erwähnte Anstrengung hatte sich gelohnt. Wieder galt es, sich an eine bisher völlig unbekannte Gesellschaftsstruktur, diesmal an die islamische, zu gewöhnen. Einmal mehr durfte ich – und ich betone das Wort durfte – die unterschiedlichen Wertvorstellungen anderer Kulturen und Religionen erfahren und miterleben – eine unbezahlbare Bereicherung. Die dort absolut vom Mann beherrschte Welt machte mir zwar bisweilen zu schaffen, doch stiess ich durch die vier Jahre deswegen nie auf Schwierigkeiten, wurde als Frau nie belästigt und konnte mich überall durchsetzen. Wichtig war, die üblichen Umgangsformen, insbesondere in Sachen Kleidung, zu beachten. Weil ich mir dies stets zur Pflicht gemacht habe, erfuhr ich auch durchwegs Gegenrecht.

Ende 1988 kamen wir zu unserem letzten Posten, nach Bogotá, der Hauptstadt Kolumbiens, in das Land also, das man in unseren Breitengraden nur von den üblen Seiten her kennt. Es ist hier nicht der Platz, dieses verzerrte Bild korrigieren zu wollen. Eine kurze persönliche Bemerkung sei mir aber dennoch gestattet. Zweifellos hat Kolumbien mit verschiedensten, beinahe unlösbaren Problemen zu kämpfen, ist gepeinigt von Grausamkeiten, die zum Himmel schreien, und leidet unter grossen sozialen Ungerechtigkeiten. Es sei nicht verschwiegen, dass diese Umwelt einiges an psychischer und physischer Widerstandskraft abverlangt. Aber es gibt hier auch eine Vielzahl von ehrlich denkenden, bewundernswürdigen Leuten aus allen Schichten der Bevölkerung, die sich mit Hingabe und Ausdauer

bemühen, etwas Konkretes zur Verbesserung dieser Lage zu tun, und die es verdienen, dass man sich mit ihnen solidarisiert und sie in ihren Anstrengungen mit Wort und Tat unterstützt. Genau hier versuche ich, nach besten Kräften und im Rahmen meiner in Anbetracht der vorhandenen



Als «First und only Lady» in Panmunjom.

Bedürfnisse leider viel zu bescheidenen Mittel meinen Beitrag zu leisten – keine leichte, aber dafür umso dankbarere Aufgabe.

Wenn ich einmal den Auftrag des Botschafters auf die einfachst mögliche Art als Interessenvertretung und Imagepflege für sein Land umschreibe, so besteht der Beitrag seiner Frau darin, ihn bei der Erfüllung dieser Aufgabe optimal zu unterstützen. Diese Frauenrolle wird heute in Frage gestellt. Wir haben die ganze Laufbahn stets als eine partnerschaftliche Angelegenheit aufgefasst und uns darin auch immer gegenseitig zu ergänzen versucht.

Es ist erstaunlich, festzustellen, wie wenig die Öffentlichkeit über den Einsatz der Frauen im Dienst der Schweiz, im Ausland weiss. Der Sinn und der Nutzen unseres Beitrages wird meist verkannt oder gar durch Cliché-Vorstellungen ver-

fälscht. Landauf, landab wird angenommen, wir lebten in Luxus-Wohnungen und vergeudet unsere Zeit mit Kartenspielen und Parties. Wie völlig falsch sind solche Vorstellungen. Nehmen wir vorerst unsere «Luxuswohnungen» unter die Lupe: In Philadelphia hatten wir ein «Studio», in Chicago eine Zwei-Zimmer-Wohnung, in Belgrad ein Häuschen mit einer insgesamt auf drei Stockwerken verteilten Wohnfläche von 90 Quadratmetern, in Panmunjom eine Wellblechbaracke; mit der Residenz (so wird eine Botschafter-Unterkunft genannt) in Islamabad hatten wir während jeder Regenperiode derart Wasserprobleme, dass bisweilen ganze Batterien von Plastikkübeln umherstanden, um die Räume vor Überschwemmungen zu schützen. Dennoch waren wir überall glücklich. Wo aber ist der angegedichtete Luxus? Oft hätte ich gewünscht, zum Beispiel in Belgrad oder Islamabad einige Schweizerinnen mitnehmen zu können, um ihnen zu zeigen, in welchem Überfluss sie daheim leben. Für mich war es jedesmal ein Ansporn auch in Ländern mit beschränktem Angebot das Beste heraus zu holen – «make the best of it», wie die Amerikaner sagen –, oder mit anderen Worten aus der Not eine Tugend zu machen. Wenn es keine Blumen gab, wie in Islamabad, so erstellte ich Tischdekorationen mit Petersilie aus dem Garten sowie mit Kräutern und Ästen aus dem Wald usw.

Zum ach so glanzvollen gesellschaftlichen Leben der Diplomaten: Wenn ich hiezu sage, dass dieses Leben für uns harte Arbeit bedeutet, wird diese Feststellung da und dort ein ungläubiges Kopfschütteln verursachen, und wenn ich sogar beifüge, dass dies ein wichtiger, wenn beileibe nicht der einzige Teil meiner Aufgaben

darstellt, höre ich Ausrufe wie: also doch, oder da haben wir die Party-Haien, Cocktail-Tiger. Nehmen wir uns einmal die Mühe, nach den Gründen zu fragen. Für mich ist heute das natürlichste der Welt, all meinen Ehrgeiz einzusetzen, in einem gepflegten Haus – was nichts mit Prunk



Zu Besuch im Polencamp auf der Nordseite der Waffenstillstands-Demarkationslinie in Korea (1983).

zu tun haben muss, – eine angenehme Atmosphäre zu schaffen, Vertrauen zu erwecken und Kontakte zu erleichtern. Warum all das? Wenn ich weiter oben unsere Aufgabe auf die zwei Begriffe Interessenvertretung und Imagepflege eingeschränkt habe, so heisst das im Kurztext, dass wir die Leute kennen müssen, die das «Sagen» haben. Wo aber treffen wir diese Leute? Eben auf dem «Jahrmarkt des diplomatischen Lebens», bei Mittagessen, Cocktails, Nachtessen, Empfängen und kulturellen Veranstaltungen, im Konzert, Theater oder bei hemdsärmeligen Erkundungsfahrten in der Provinz. Wir dürfen nie glauben, die Leute hätten auf uns gewartet. Das gesellschaftliche Leben, unsere «Informationsbörse», ist ein ständiges Geben und Nehmen, eine immerwähren-

de Pflege des zwischenmenschlichen Kontakts. Wenn ich gelegentlich an einem Nachmittag mit der Gattin des Staatspräsidenten Bridge spiele, dann macht mir das sicher Spass, erleichtert aber gleichzeitig auch den Zutritt zum Präsidenten selber, falls wir eines Tages, in einem heiklen Fall, seine Hilfe benötigen sollten. Ein banales Beispiel soll zeigen, was mit dieser Kontaktpflege gemeint ist: Wir trafen an einem Nachtessen den obersten Polizeichef einer Hauptstadt und hatten mit ihm ein angeregtes Gespräch. Man tauschte die Visitenkarten aus. Einige Monate später wurde just in jenes Haus eingebrochen, wo unser Gärtner seine Schlafstätte hatte. Kurzerhand wurden alle dort lebenden Dienstboten, einschliesslich unser Gärtner, verhaftet. Ich war überzeugt, dass unser Angestellter keineswegs schuldig sein konnte. Doch tagelang blieb er eingesperrt. Meine persönlichen Interventionen, selbst im Gefängnis, fruchteten nichts. Dann erinnerte sich Peter an den besagten Polizeichef. Er rief ihn an, und eine Viertelstunde später war unser Gärtner frei. – Ein ähnliches Schicksal kann auch einem Schweizer widerfahren!

Ein weiteres überaus interessantes und gleichzeitig unerschöpfliches Betätigungsfeld fand ich im Bereich der wohlthätigen oder gemeinnützigen Aktivitäten sowohl innerhalb als auch ausserhalb der Schweizer Kolonie. Oft konnte ich dabei meinen vorehelichen Beruf als Krankenschwester einsetzen. Weil es für diese Belange auch immer am nötigen Kleingeld mangelte, galt es, zur erforderlichen Mittelbeschaffung die Werbetrommel zu schlagen, Bettelbriefe zu schreiben, Basare zu organisieren sowie zu Hause eigentliche Wohltätigkeitsveranstaltungen wie



Anita und Peter Niederberger-Amstutz beim Bundesfeierempfang in Bogotá.

Konzerte, Bridge-Abende und dergleichen aufzuziehen. Dabei habe ich mir des öftern ganz bewusst und – ich glaube, das sagen zu dürfen – mit beachtlichem Erfolg das Diplomaten-Gesellschaftsleben zunutze gemacht. Dort traf ich jene Leute, die helfen konnten, eine Lösung fanden oder die wussten, wo sich beispielsweise günstig ein Sterilisator für ein Spital im Armenquartier auftreiben liess. Die Bedürfnisse sind erdrückend, die Möglichkeiten, etwas dagegen zu tun, entsprechend endlos; man muss nur wollen und sich etwas einfallen lassen.

Es erwies sich als grosser Vorteil und trug ganz wesentlich zu unserem gegenseitigen Rollenverständnis bei, dass Peter und ich als blutige Anfänger, gewissermassen als «greenhorns», in diesen Berufsstand eintraten. Wir wuchsen gemeinsam in diese

faszinierende Aufgabe hinein. Die verschiedenen Phasen dieses abwechslungsreichen Lebens haben mich zweifellos geprägt. Was mir am meisten leid tut, ist die Tatsache, die ich anfänglich nicht wahrhaben wollte, dass dabei langsam aber sicher eine gewisse Entfremdung mit meinen alten Freunden und Bekannten stattgefunden hat. Wenige sind geblieben, die sich nach wie vor für's G'Stift-Pony, wie man mich früher scherzhaft nannte, interessieren. Bleibt zu hoffen, dass der verlorene Kontakt, spätestens wenn wir in wenigen Jahren endgültig in unser «Stöckli» auf Fürigen zurückkehren, wieder gefunden werden kann. Schliesslich glaube ich immer und glaube das heute noch, G'Stift Wiesis Tochter geblieben zu sein. Doch, bin ich das wirklich? . . .

Anita Niederberger-Amstutz